

Das ewig Männliche zieht uns hinan

nach Johann Wolfgang von Goethe, *Faust*

Michael Brinkschröder

Hegemoniale Männlichkeit

»The social is radically unnatural.«¹

UNTER DEM TITEL »Frau – Gender – Queer« ist soeben ein Sammelband zur religionswissenschaftlichen Geschlechterforschung erschienen.² Die Reihung signalisiert – so eine naheliegende Lesart – eine doppelte Entwicklung in der Gender-Theorie: von der Frauenforschung zu den *Gender Studies* und von den *Gender Studies* zu den *Queer Studies*. Die Frauenforschung hatte das Ziel, die unsichtbare Geschichte der Frauen aufzudecken, und in ihrer feministischen Version kämpfte sie gegen die Unterdrückung von Frauen durch das Patriarchat. Demgegenüber vollzogen die *Gender Studies* eine doppelte Transformation: Ausgehend von der Unterscheidung zwischen *Sex* und *Gender*, begreifen sie *Gender* als eine soziale Konstruktion und formulieren den Anspruch, dass Gender-Forschung nicht nur die soziale Konstruktionen des weiblichen, sondern auch die des männ-

1 Connell, Robert: *Gender and Power. Society, the Person, and Sexual Politics*, Stanford 1987, 78.

2 Lanwerd, Susanne; Moser, Márcia Elisa (Hg.): *Frau – Gender – Queer. Gendertheoretische Ansätze in der Religionswissenschaft*, Würzburg 2010.

lichen Geschlechts umfasst.³ Der zweite Übergang von *Gender* zu *Queer* bezeichnet dann die dekonstruktivistische Wende in der *Gender*-Theorie, die ihren Ausgangspunkt in den Arbeiten von Judith Butler hat, in denen sie die Unterscheidung *sex/gender* dekonstruiert und das Konzept der Performativität des Geschlechts entwickelt.

Die Idee einer solchen Entwicklung ist zweifelsohne naheliegend. Doch ist sie auch schlüssig? Was wird ausgeblendet, wenn man die Geschichte der Geschlechterforschung auf diese Weise erzählt? Ein besonders produktiver Ansatz, der sich als ein Zweig der *Gender Studies* entwickelt hat, ist die Erforschung von Männlichkeit. Auch hier gab es den Übergang von einer Männerforschung, die man als wissenschaftliche Begleitmusik der zum Teil therapeutisch und mythopoetisch, zum Teil profeministisch-kritisch ausgerichteten Männerbewegung einordnen kann⁴, zur konstruktivistischen Erforschung von Männlichkeit in den *Men's Studies*. Die Zahl der Publikationen zum Thema Männlichkeit ist in den letzten 15 Jahren förmlich explodiert und hat sich tatsächlich zu einem wichtigen Gebiet der *Gender Studies* gemauert. Eine lineare Entwicklungslogik von *Gender* zu *Queer* läuft Gefahr, die Erträge dieser Männlichkeitsforschung zu übergehen.⁵

Welche Ergebnisse hat die Forschung über Männlichkeit gebracht? Von welchen Theorien wird sie dabei geleitet? Wie verhalten sich die *Men's Studies* zum Feminismus, zu Lesben, Schwulen und Transgender?

Angesichts der Unüberschaubarkeit der zahlreichen Einzelstudien bietet sich der Zugang über die Theorie an.⁶ Vor allem zwei soziologische Ansätze

- 3 Dieser Anspruch wurde jedoch bei weitem nicht konsequent umgesetzt, so dass sich hinter dem Etikett »Gender Studies« in vielen Fällen eine bloße Fortsetzung der Frauenforschung mit konstruktivistischen Mitteln verbirgt.
- 4 Vgl. Schnabl, Christa; Lehner, Erich: Perspektiven für eine geschlechterbewusste Theologie. Bündelung und Ausblick, in: Wacker, Marie-Theres; Rieger-Goertz, Stefanie: *Mannsbilder. Kritische Männerforschung und theologische Frauenforschung im Gespräch*, Berlin 2006, 319–343, 320–327.
- 5 Produktiver wäre stattdessen ein Verständnis der Geschlechterforschung als ein Feld, auf dem verschiedene Paradigmen miteinander in Austausch und Konkurrenz stehen. Im Bereich der Theologie gibt es mehrere Orte, an denen dieser Dialog in den letzten Jahren begonnen wurde. So veranstalteten Marie-Theres Wacker und Stefanie Rieger-Goertz 2005 eine Tagung in Münster, die das Gespräch zwischen »kritischer Männerforschung und theologischer Frauenforschung« initiierte (vgl. Wacker/Rieger-Goertz). Ein zweiter Ort ist das »Netzwerk geschlechterbewusste Theologie«, das sich ein Jahr später konstituierte. Feministische Theologinnen, schwule/lesbische/queere TheologInnen und Theologen, die sich mit Männerforschung befassen, treten hier »querbeet« miteinander in kritischen Austausch. Vgl. Walz, Heike; Plüss, David (Hg.): *Theologie und Geschlecht. Dialoge querbeet*, Wien/Berlin 2008.
- 6 Eine Einführung in Männlichkeitsforschung aus historischer Sicht bieten Jürgen Martschukat; Olaf Stieglitz: *Geschichte der Männlichkeiten*, Frankfurt a.M./New York 2008. Aktuelle Sammelbände aus soziologischer Sicht sind: Bereswill,

werden im Bereich der *Men's Studies* verwendet und diskutiert: Die Theorie des männlichen Habitus von Pierre Bourdieu⁷ und das Konzept der hegemonialen Männlichkeit der australischen Soziologin Raewyn Connell⁸. Den Ansatz von Connell möchte ich im Folgenden genauer vorstellen – vor allem deshalb, weil er m.E. auf der Ebene der Gender-Theorie eine produktive Alternative zur Queer-Theorie darstellt. Die Queer-Theorie hat sich zunehmend auf die diskursive Konstruktion von Gender und auf die Dekonstruktion der Heteronormativität fokussiert. Sie betreibt *Gender Studies* primär als eine Kulturwissenschaft, der die sozialen Strukturen und der gesellschaftliche Kontext zunehmend aus dem Blick gerät. Im Gegensatz zu diesen diskursiven Geschlechtertheorien vertritt Connell ein multidimensionales Verständnis von Geschlecht: »Although any specification of hegemonic masculinity typically involves the formulation of cultural ideals, it should not be regarded only as a cultural norm. Gender relations are also constituted through nondiscursive practices, including wage labor, violence, sexuality, domestic labor, and child care as well as through unreflective routinized actions.«⁹

Männlichkeiten, die mit homosexuellen Handlungen verbunden sind, bilden einen konstitutiven Bestandteil der Theorie der hegemonialen Männlichkeit und nehmen daher einen breiten Raum ein. Im Anschluss an die Darstellung von Connells Konzept diskutiere ich daher, welche Perspektiven sich daraus für das Verständnis von Schwulen und ihrer Männlichkeit eröffnen.

1. Hegemoniale Männlichkeit – das Konzept von Connell

Praxistheoretischer Ansatz und multiple Männlichkeiten

Der theoretische Ausgangspunkt für die Entwicklung des Konzepts der hegemonialen Männlichkeit war für Connell in den 80er Jahren die Kritik an der Geschlechterrollentheorie. Wie die Soziobiologie läuft die Theorie der Geschlechterrollen letztlich auf einen Biologismus hinaus, der soziales Handeln und soziale Strukturen im Bereich der Geschlechter auf biologische

Mechthild; Meuser, Michael; Scholz, Sylka (Hg): Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit, Münster 2009 [2007]; Baur, Nina; Luedtke, Jens (Hg.): Die soziale Konstruktion von Männlichkeit. Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland, Opladen/Farmington Hills 2008. Die wichtigsten Forschungsbeiträge zu Männlichkeiten in Judentum und Christentum enthält der Band von Björn Krondorfer (Hg): *Men and Masculinities in Christianity and Judaism. A Critical Reader*, London 2009.

7 Bourdieu, Pierre: *Die männliche Herrschaft*, Frankfurt/M. 2005 [1998].

8 Raewyn Connell hat ihre früheren Studien unter dem Namen Robert W. Connell veröffentlicht.

9 Connell, Raewyn W.; Messerschmidt, James W.: *Hegemonic Masculinity. Rethinking the Concept*, in: *Gender & Society*, Bd. 19, Nr. 6, Dezember 2005, 829–859, 842.

Gegebenheiten zurückführt.¹⁰ Aber warum soll es nur *eine* männliche und *eine* weibliche Geschlechterrolle geben? Eine streng soziologische Theorie des Geschlechts, die mit der Trennung von Sex und Gender ernst macht, müsste von *multiple genders* ausgehen, also von Männlichkeiten und Weiblichkeiten im Plural.¹¹

Im Anschluss an die ethnomethodologischen Forschungen zum *doing gender* von Kessler/McKenna¹² betrachtet Connell Gender als ein soziales Verhältnis, das praktisch erzeugt und verändert wird. Mit diesem Ansatz kann man ohne Probleme nachvollziehen, dass in der Geschichte neue Gender-Modelle entstehen und eine Gesellschaft mehrere Männlichkeiten und Weiblichkeiten nebeneinander aufweist.

Der praxistheoretische Ansatz begreift die körperlich-biologischen Gegebenheiten der Geschlechter als Elemente, die in der Praxis angeeignet, interpretiert, bearbeitet und transformiert werden.¹³ Körper und Biologie bilden nicht das Fundament der Geschlechterrollen, sondern eher eine Art Rohstoff, der in der Praxis auf verschiedene Weise weiterverarbeitet wird. Dabei spielt der geschlechtliche Körper bei jeder Handlung eine Doppelrolle – als Objekt und als Akteur. Er ist in der Praxis als geometrisch geformter Körper, als biologischer Organismus sowie als erlebter Leib stets präsent. Der Handelnde bezieht sich auf ihn durch »körperreflexive Praxen«.¹⁴

Anhand der Ausformung des physischen Sinns der Männlichkeit erläutert Connell die Rolle des Körpers im praktischen Prozess: »Der physische Sinn der Männlichkeit (...) beinhaltet Größe und Form, habitualisierte Haltungen und Bewegungen, die Aneignung besonderer physischer Fähigkeiten und die Abwesenheit von anderen, das Bild vom eigenen Körper, dessen Präsentation gegenüber anderen und die Art und Weise, wie diese auf ihn reagieren, die Weise, wie er bei der Arbeit und in sexuellen Beziehungen agiert.«¹⁵ Erworben wird dieser physische Sinn der Männlichkeit typischerweise in Wettkampfspielen, die – wie etwa Rugby, Football oder Fußball – eine Kombination aus Kraft und Körpertechniken erfordern.

10 Vgl. Connell: Gender, 66–77; Ders.: Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten, Wiesbaden 2006 [1995], 39–46, 66–69.

11 Die These multipler männlicher Gender bringt der Untertitel des einzigen ins Deutsche übersetzten Buches von Connell zum Ausdruck: »Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten«, das im Englischen schlicht »Masculinities« heißt.

12 Vgl. Kessler, S. J.; McKenna, W.: Gender: An Ethnomethodological Approach, New York 1978.

13 »Practice (...) deals with the natural qualities of its objects, including the biological characteristics of bodies. It gives them a social determination. The connection between social and natural structures is one of *practical relevance*, not of causation.« (Connell: Gender, 78).

14 Vgl. Connell: Mann, 79–84.

15 Connell, Gender, 84 [Übers. M. B.].

Der praxistheoretische Ansatz resultiert ebenfalls aus einer Kritik Connells, die sich gegen die Fragebogentechnik in der quantitativen Sozialforschung richtet. Die Datenerhebung durch Fragebögen behandelt das Geschlecht im allgemeinen als eine homogene Kategorie. Dieser »Kategorialismus«, wie Connell es nennt, blendet die Unterschiede innerhalb der Genusgruppen systematisch aus. Selbst wenn weitere Kategorien (wie z. B. Klasse oder Ethnizität) hinzugezogen werden, entstehen nur weitere homogene Kategorien.¹⁶ Eine andere Sorte von Fragebögen zielen darauf ab, Männer aufgrund ihrer Eigenschaften auf einer Männlichkeitsskala (und bisweilen auch auf einer davon unabhängigen Weiblichkeitsskala) einzuordnen. Sie operieren jedoch notwendigerweise zirkulär, da sie ein normiertes Bild von Männlichkeit oder Weiblichkeit voraussetzen, in das die Befragten dann eingeordnet werden.¹⁷

Um Gender als einen praktischen Prozess zu erforschen, favorisiert Connell in ihrer eigenen Forschung, aber auch in der Literatur, auf die sie sich stützt, die Methoden der qualitativen Sozialforschung (vor allem die teilnehmende Beobachtung und Interviews).¹⁸ Dadurch werden ihre Texte äußerst erfahrungsgesättigt und bieten anregende Hinweise auch noch dort, wo die zahlreichen Beispiele nicht explizit theoretisch reflektiert werden.¹⁹

Soziale Strukturen und institutionelle Männlichkeiten

Connells empirischer Forschungsprozess schreitet in mehreren Stufen von der konkreten Praxis zum Allgemeinen der Gesellschaft voran: In Anlehnung an die soziologischen Strukturtheorien von Anthony Giddens und Pierre Bourdieu beginnt sie mit der Überlegung, dass sich Praktiken in Strukturen verfestigen. Strukturen sind rekursiv wiederholte Praxen (z. B. Routinen oder Habitualisierungen), die durch entsprechende Ressourcen ermöglicht und durch Sanktionen und Zwänge kanalisiert werden. Männlichkeit und Weiblichkeit lassen sich daher als Struktur gewordene Praxen beschreiben, auf die andere Strukturen einwirken. Um die Ausprägung von Männlichkeiten zu beschreiben, hebt Connell vor allem drei Strukturen hervor: die Arbeitsver-

16 Vgl. ebd., 54–61.

17 Vgl. ebd., 171–175.

18 Sie wehrt sich allerdings dezidiert gegen ethnographische und ethnologische Studien zur Männlichkeit, die den kolonialen Rahmen unsichtbar machen, der ihre Entstehung möglich gemacht hat (vgl. Connell: Mann, 50–54).

19 An Pierre Bourdieus Theorie des »männlichen Habitus« kritisiert Connell, dass sie »eine ganze Generation feministischer Forschung ignoriert« habe und »schrecklich veraltet« sei, weil sie nur auf die Gender-Ordnung der Kabylen aus den 1950er Jahren als empirische Basis zurückgreife (vgl. Connell, Raewyn: Southern Theory. The Global Dynamics of Knowledge in Social Science, Cambridge (GB)/ Malden 2007, 42).

hältnisse²⁰, die Machtverhältnisse²¹ und die Muster der emotionalen Bindung (Kathexis)²².

Im nächsten Schritt untersucht Connell die praktischen Muster von Männlichkeiten in einzelnen Institutionen. Welche Gender-Konfigurationen haben sich z. B. in Schulen, in Betrieben, auf der Straße, beim Militär oder in Familien herausgebildet? Es zeigt sich, dass es so etwas wie »institutionelle Männlichkeiten« gibt; jede Institution bringt ihr eigenes »Gender-Regime« hervor.²³

Ausgehend von den Institutionen betritt Connell dann die Ebene der nationalen Gesellschaft, die sie als eine Konfiguration von Institutionen begreift. Aus dem Mit- und Gegeneinander der institutionellen Gender-Regime resultiert eine gesamtgesellschaftliche »Gender-Ordnung«.²⁴ In ihr fungiert das Geschlecht als hochsensibler Knotenpunkt, der zahlreiche Institutionen miteinander verknüpft und ihre politische Regulierung ermöglicht.

- 20 Beispiele für die geschlechtliche Strukturierung der Arbeit sind die geschlechtliche Arbeitsteilung, die ungleiche Bezahlung für gleiche Arbeit, bessere Karrierechancen und höhere Positionen, Kapitalbesitz in überwiegend männlicher Hand, das Konzept des Familienernährerlohns, unbezahlte Hausarbeit, die Verknüpfungen von technischen Berufen mit Männlichkeit und von pflegerischen Berufen mit Weiblichkeit, die längere Arbeitszeit von Frauen, ihre Doppelbelastung durch Beruf und Haushalt etc.
- 21 Machtverhältnisse konstituieren sich vor allem durch Gewalt, Herrschaft und Recht: Häusliche Gewalt, Beherrschung der Straße und des öffentlichen Raums, höhere Kriminalität bei Männern und Kontrolle über Waffen; die Kontrolle der Macht durch informelle Männerbünde, männliche Mehrheiten und Dominanz in politischen Gremien; rechtliche Vorrangstellung des Mannes als Familienoberhaupt, Ausschluss der Frauen vom Recht auf Eigentum etc. (Connell: *Gender*, 99–106; *Mann*, 95).
- 22 Zur emotionalen Bindungsstruktur zählt Connell (*Gender*, 111–116; *Mann*, 95) das sexuelle Begehren und die Praktiken, die zu seiner Realisierung führen, die homo- oder heterosexuelle Orientierung, die emotionale Energie, mit der sich eine Person an eine andere bindet und die damit verbundenen Gefühle, den Anspruch von Frauen auf sexuelle Befriedigung, das Selbstbestimmungsrecht der Frauen über ihren Körper, die Erotisierung von geschlechtlicher Differenz, Narzissmus etc.
- 23 Vgl. Connell: *Gender*, 119–134. Die institutionellen Gender-Regime der Kirchen sind ein Forschungsfeld, das bei Connell leider keine Berücksichtigung findet.
- 24 Vgl. ebd., 134–139. Auf dieser Ebene bietet Connells Theorie eine Alternative zum Patriarchatsbegriff: Im Patriarchat schlägt die Herrschaft des Vaters über seine Familie und seinen Haushalt auf die gesamtgesellschaftliche Ebene durch, indem dort allein die Väter politische Entscheidungen treffen. Als Patriarchat bezeichnet man also eine Gender-Ordnung, die sich auf die zwei Institutionen Familie und Politik stützt. Eine Diagnose moderner westlicher Gesellschaften als »Patriarchat« übersieht jedoch z. B. die fundamentale Rolle des Militärs, in der Männer nicht als Väter, sondern als Soldaten agieren.

In ihrer kritischen Revision des Konzepts der hegemonialen Männlichkeit hat Connell dieses Analyseschema in ein geographisches Raster transformiert, das über die lokale (institutionelle) und regionale (nationalgesellschaftliche, kulturräumliche) Ebene auch noch die globale Ebene umfasst und die Wechselwirkungen dieser räumlichen Ebenen in den Blick nimmt.²⁵

Hegemonie als relationales Schema

Die Gender-Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft bezeichnet Connell nun als »hegemoniale Männlichkeit«. Was ist damit gemeint? Geht man davon aus, dass die soziale Praxis unterschiedliche Typen von Männlichkeit (und Weiblichkeit) hervorbringt, stellt sich notwendigerweise die Frage, in welchen Beziehungen die multiplen Gender zueinander stehen. Diese Beziehungen sind nicht egalitär, sondern ungleich; sie zeigen das Muster einer hegemonialen Struktur.

Nach Antonio Gramsci, auf den der Hegemoniebegriff zurückgeht, bedeutet Hegemonie »Konsens gepanzert mit Zwang«. Eine hegemoniale Formation wird als führend anerkannt, weil sie von ihren Gefolgsgruppen entweder als alternativlos oder als ihren Alternativen überlegen angesehen wird. Auf Gewalt und Zwangsmittel muss sie daher nur in Krisensituationen zurückgreifen.

Hegemoniale Männlichkeit definiert Connell nun als »jene Form von Männlichkeit, die in einer gegebenen Struktur des Geschlechterverhältnisses die bestimmende Position einnimmt, eine Position allerdings, die jederzeit in Frage gestellt werden kann.«²⁶ Diese Form der Männlichkeit, die immer eine strategische Antwort auf eine strukturelle Konstellation verkörpert und »kulturell herausgehoben«²⁷ wird, erhebt erfolgreich den »Anspruch auf Autorität« und Führung. Sie ist normativ, so dass sich alle Formen von Männlichkeit an ihr messen (lassen) müssen. Eine einmal errungene Hegemonie besitzt keine Ewigkeitsgarantie, sondern bleibt immer »eine historisch bewegliche Relation«.²⁸

Um die wichtigsten Relationen zu skizzieren, in denen die hegemoniale Männlichkeit zu anderen Männlichkeiten und zur Weiblichkeit steht, entwickelt Connell ein grundlegendes Schema.

1) Stabilisiert und unterstützt wird die hegemoniale Männlichkeit durch eine große Zahl von Männern, die sich zu dem hegemonialen Modell *komplizenhaft* verhalten und sich an ihm orientieren. Sie profitieren von der »pa-

25 Vgl. Connell/Messerschmidt: *Hegemonic Masculinity*, 849–851. Vgl. auch Connell: *Southern Theory*.

26 Connell: *Mann*, 97.

27 Vgl. ebd., 98.

28 Vgl. ebd., 98.

triarchalen Dividende«, die ihnen »einen Zugewinn an Achtung, Prestige und Befehlsgewalt« sowie an materiellen Gütern bringt.²⁹

2) Die zweite Relation ist die *Ausgrenzung* bzw. Unterdrückung. Die Ausgrenzung bestimmter Formen von Männlichkeit – z. B. durch Gewalt, Diskriminierung, Stigmatisierung, verzerrte Repräsentation oder Ignoranz – gehört konstitutiv zur inhaltlichen Formierung hegemonialer Männlichkeiten. Gemeint sind damit vor allem homosexuelle und transsexuelle Männer. »Alles, was die patriarchale Ideologie aus der hegemonialen Männlichkeit ausschließt, wird dem Schwulsein zugeordnet; das reicht von einem anspruchsvollen innenarchitektonischen Geschmack bis zu lustvoll-passiver analer Sexualität. Deshalb wird aus der Sicht der hegemonialen Männlichkeit Schwulsein leicht mit Weiblichkeit gleichgesetzt.«³⁰

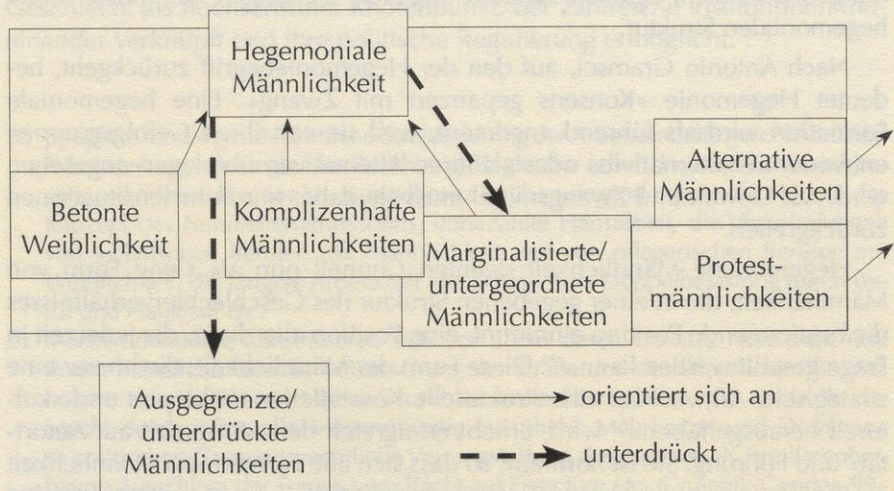


Schaubild: Hegemoniale Männlichkeit und ihre Relationen

3) Männlichkeiten, die aufgrund ihrer Klasse, Rasse, Ethnizität/Nationalität, Religion, körperlichen Behinderung oder ihres (postkolonialen) Ortes innerhalb der Weltordnung eine untergeordnete Position einnehmen, bezeichnet Connell als *marginalisierte* Männlichkeiten. Dabei gehen Marginalisierung (z. B. als Arbeiter) und Ermächtigung (z. B. aufgrund besonderer Virilität oder Bildung) oft widersprüchliche Verbindungen ein. Beispiele für marginalisierte Männlichkeiten sind die körperbetonte Virilität der englischen Arbeiterklasse³¹ oder das aggressive Dominanzstreben von deutsch-

29 Ebd., 103.

30 Ebd., 99.

31 Vgl. Connell (Gender, 178) und die empirische Untersuchung über marginalisierte Männlichkeit bei australischen Männern in: Connell: Mann, 117–142.

türkischen Jugendlichen im öffentlichen Raum.³² Sie nutzen die hegemoniale Männlichkeit einerseits als Ressource und andererseits als Abgrenzungsfolie.

4) Der *Protest* gegen die hegemoniale Männlichkeit stellt eine vierte Relation dar. Es handelt sich um widerständige Formen von in der Regel marginalisierten Männlichkeit, die einen eigenen Machtanspruch erheben.³³ Daneben gibt es auch Entwürfe von alternativen Männlichkeiten, die sich ebenfalls von der hegemonialen Männlichkeit wegbewegen, ohne den gleichen Machtanspruch zu stellen.

5) Über diese Relationen zu anderen Männlichkeiten hinaus impliziert das Konzept der hegemonialen Männlichkeit auch, dass diese im Verhältnis zu allen Frauen übergeordnet ist. Der hegemonialen Männlichkeit steht daher keine hegemoniale Weiblichkeit gegenüber. Gleichwohl gibt es aber komplizenhafte Typen von Weiblichkeit, die komplementär auf die hegemoniale Männlichkeit hingeeordnet sind. Connell nennt sie »betonte Weiblichkeit« (emphasized femininity).³⁴

Die Mechanik der hegemonialen Macht

Wodurch werden manche Formen von Männlichkeit hegemonial und andere nicht? Welche Mechanik der Macht liegt dieser Hegemonie zugrunde? Hegemoniale Männlichkeit ist keineswegs mit der konkreten Verkörperung von Männlichkeit durch die Herrschenden gleichzusetzen. Doch muss sie von gesellschaftlichen Eliten unterstützt werden, da ihr Führungsanspruch stetig aufrechterhalten und aktualisiert werden muss. Sofern die Zusammensetzung dieser Eliten sich ändert, indem neue soziale Gruppen aufsteigen, ändert sich auch die Konfiguration des Inhalts der hegemonialen Männlichkeit.

Hegemoniale Männlichkeit ist zu einem großen Teil eine imaginäre Institution, die aus einem Ensemble von kulturellen Idealen besteht. »[H]egemonic masculinities can be constructed that do not correspond closely to the lives of any actual man. Yet these models do, in various ways, express widespread ideals, fantasies, and desires.«³⁵ Die kulturellen Ideale werden durch Bilder, Images und Modelle hergestellt, die mit besonderem Glanz in Szene gesetzt werden und z. B. von Filmhelden oder Sportidolen verkörpert. Das Ensemble dieser Ideale ist nicht exklusiv, sondern überlappt sich mit den Ich-Idealen und Praxen der komplizenhaften oder marginalisierten Männlichkeiten, was ihre Unterstützung ermöglicht. Dagegen unterliegen untergeordnete Männ-

32 Vgl. Potts, Lydia; Kühnemund, Jan: Das ›andere‹ Geschlecht – Maskulinitäten und Islam in der Gender- und Migrationsforschung, in: Susanne Lanwerd, Márcia Elisa Moser (Hg.): Frau – Gender – Queer. Gendertheoretische Ansätze in der Religionswissenschaft, Würzburg 2010, 37–45, 42–44.

33 Vgl. Connell/Messerschmidt: Hegemonic Masculinity, 847f.

34 Vgl. Connell: Power, 187f.

35 Connell/Messerschmidt: Hegemonic Masculinity, 838.

lichkeiten der Zensur, indem sie tabuisiert und unsichtbar gemacht, stigmatisiert oder als monströs dargestellt werden.³⁶

Männliche Subjektivitäten

Aufgrund ihres normativen Charakters definiert die hegemoniale Männlichkeit die Erwartungen, die an einen Jungen gerichtet werden und die dieser, sofern er sie verinnerlicht hat, an sich selbst richtet. *Nolens volens* muss er sich diesem Selbstzwang unterwerfen und konträre Wünsche unterdrücken. Um die psychischen Reaktionen auf solche Verdrängungen und Abwehrmechanismen zu beschreiben, greift Connell auf die Psychoanalyse zurück.³⁷

Darüber hinaus bezieht sich Connell auf die existentialistische Psychologie von Jean-Paul Sartre. Dieser Blickwinkel erlaubt es ihr, Männlichkeit als ein lebenslanges Projekt zu betrachten, zu dem es gehört, aktiv aus vorliegenden Alternativen auszuwählen. Die Modelle und Muster, die zu einem bestimmten Zeitpunkt das Repertoire der hegemonialen Männlichkeit bilden, sind selten homogen und konsistent. Kinder und Jugendliche haben daher in diesem Rahmen häufig Wahlmöglichkeiten, z. B. zwischen einem eher körperlich-motorischen Fußballtraining und einer eher visuell-technischen Beschäftigung mit Computerspielen. Es kommt hinzu, dass praktische Verhaltensmuster zumeist vieldeutig sind und Männer diese Ambivalenz zu ihren Gunsten manipulieren können.

Wer dem Ideal folgt, die hegemoniale Männlichkeit zu verkörpern, bezahlt dafür nicht selten einen hohen Preis. Die »Kosten der Männlichkeit« liegen z. B. in hohem Risikoverhalten, Verletzungen beim Sport, den Spätfolgen von Doping oder Verwundungen bei Kämpfen.³⁸ Selbst eine scheinbar ideale Verkörperung hegemonialer Männlichkeit existiert nicht ohne Widersprüche. Connell bringt hier das Beispiel eines australischen Jugendlichen, der den Iron Man-Wettbewerb für Surfer gewonnen hat und damit als Inbegriff von Körperbeherrschung, Kraft und Härte gelten kann. Doch für seine sportliche Fitness muss er darauf verzichten, das zu tun, was seine *peer group* als männlich begreift, nämlich nächtelang auszugehen, betrunken Auto zu fahren oder gegen andere zu kämpfen.³⁹

36 Ebd., 834f.

37 Er bezieht sich positiv auf Sigmund Freud und auf Alfred Adlers Theorem des »männlichen Protests«.

38 Vgl. Messner, M.A.: *Power at Play. Sports and the Problem of Masculinity*, Boston 1992; Blomberg, Christoph: *Spielräume nutzen. Überlegungen zum sozialpädagogischen Arbeitsfeld Jugendarbeit im Anschluss an den Begriff der Selbsterschaffung von Richard Rorty*, Würzburg 2003, 179–184.

39 Vgl. Connell/Messerschmidt: *Hegemonic Masculinities*, 838.

2. Hegemonie im historischen Wandel

Das soziologische Konzept der hegemonialen Männlichkeit hat sich nicht nur für die soziologische, sondern auch für die historische Forschung als fruchtbar erwiesen. Connell geht zwar von der historischen Wandelbarkeit der hegemonialen Männlichkeit aus, doch gibt sie selbst dazu nur einige Hinweise. Aufgrund dieser historischen Leerstelle bleibt ungeklärt und umstritten, welche strukturellen Voraussetzungen gegeben sein müssen, damit der Begriff der Hegemonie sinnvoll verwendet werden kann.

Darüber hinaus vermisst man bei Connell eine geschichtliche Darstellung, die den Wandel der konkreten inhaltlichen Merkmale hegemonialer Männlichkeit nachzeichnet. Welchen Stellenwert nahmen einzelne männliche Rollen wie der Soldat, der Vater, der Chef oder der Gebildete innerhalb der hegemonialen Männlichkeit ein und wie veränderte sich ihre Konjunktur?

Hegemonie und Hierarchie

Um die Anfänge der männlichen Hegemonie und einer neuen Gender-Ordnung zu markieren, verweist Connell auf den Beginn des europäischen Kapitalismus im »langen 16. Jahrhundert«, in dem sich eine neue Geschlechterordnung abzeichnet. Exemplarisch bezieht sie sich dabei auf die Exzesse brutaler Gewalt in den Kolonien, die die europäischen Eroberer vom Typ der spanischen Konquistadoren auf einen neuen Höhepunkt trieben und auf den hohen Stellenwert, den die lutherische Reformation der Ehe zuwies, wodurch sie eine neue Form der Zwangsheterosexualität einführte und die monastische Lebensform verdrängte. Im Absolutismus – so Connell weiter – erfuhr die männliche Kontrolle über bürokratische und militärische Machtapparate noch einmal einen großen Schub, doch erst mit der englischen *Gentry* habe sich im 18. Jahrhundert eine hegemoniale Männlichkeit im heutigen Sinn etabliert.⁴⁰

Demgegenüber spricht Wolfgang Schmale in seiner »Geschichte der Männlichkeit in Europa« von hegemonialer Männlichkeit erst ab dem Beginn der bürgerlichen Gesellschaft im 18. Jahrhundert.⁴¹ Die Voraussetzungen des hegemonialen Modells seien erst gegeben gewesen, als die Kommunikation mit Hilfe von Massenmedien und Salons expandierte und die Einführung von Volksschule und allgemeiner Wehrpflicht mehr oder weniger alle Teile der Bevölkerung erreichte. Weitere 100 Jahre habe es bis zu ihrer allgemeinen Durchsetzung gebraucht. »Erst zwischen 1860 und 1880 war die Realisierung des Aufklärungskonzepts so weit in der Bevölkerung fortgeschritten,

40 Vgl. Connell: *Mann*, 206–211.

41 Schmale, Wolfgang: *Geschichte der Männlichkeit in Europa (1450–2000)*, Wien/Köln/Weimar 2003, 152.

dass von einem in der Praxis hegemonialen Männlichkeitskonzept gesprochen werden kann.«⁴²

Während Schmale den Hegemoniebegriff also an die aufkommende Massenkommunikation und nationale Erziehungseinrichtungen knüpft, setzen Meuser und Scholz als Mindestvoraussetzung für die Verwendung des Hegemoniebegriffs lediglich voraus, dass man es mit einer sozial differenzierten Gesellschaft zu tun hat, in der es aufgrund der herrschenden Ideologie prinzipiell möglich geworden ist, zwischen bestehenden sozialen Schichten zu wechseln.⁴³ »Der Begriff hegemonial macht nur Sinn, wenn mit der in dieser Weise bezeichneten Männlichkeit ein Anspruch auf normative Gültigkeit über das jeweilige soziale Feld hinaus verbunden ist.«⁴⁴ Beim Aufstieg der bürgerlichen Gesellschaft – so ihr Argument – richteten sich die Bürger am Adel aus, von dem sie u. a. die soziale Praxis des Duells in ihr eigenes Repertoire männlicher Verhaltensmuster übernahmen. In den ständischen Gesellschaften des europäischen Mittelalters dagegen standen bäuerliche und höfische Formen der Männlichkeit eher nebeneinander, ohne sich kulturell aneinander zu orientieren.

Während Schmale also den Hegemoniebegriff für moderne Gesellschaften reserviert, erlauben die Kriterien von Meuser/Scholz seine Anwendung auch für antike Gesellschaften. Tatsächlich hat Mathew Kuefler das Konzept auf plausible Weise angewendet, um den spätantiken Übergang von der Hegemonie paganer römischer Männlichkeit zum gegenhegemonialen Muster christlicher Männlichkeit zu beschreiben.⁴⁵ Dabei ging es im Kern um einen Wechsel der Eliten und ihrer Männlichkeitspraktiken *innerhalb* der Aristokratie des römischen Reichs.

Die Dominanz einer bestimmten Art von Männern in den feudalen und ständischen Gesellschaften des Mittelalters war dagegen weniger umstritten, da sie durch eine sakralisierte oder naturalisierte Ideologie begründet wurde. Sie musste nicht um Zustimmung kämpfen, da sie im Willen Gottes oder/und im Geblüt begründet war. Um diese Struktur von der Hegemonie zu unterscheiden, schlage ich den Begriff der *hierarchischen* Männlichkeit vor.⁴⁶ Damit kommt vor allem die führende Rolle der Religion bei der mit-

42 Ebd., 153.

43 Vgl. Meuser, Michael; Scholz, Sylka: Hegemoniale Männlichkeit. Versuch einer Begriffsklärung aus soziologischer Perspektive, in: Martin Dinges (Hg.): Männer – Macht – Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute, Frankfurt/New York 2005, 211–228, 214–216.

44 Ebd., 217.

45 Vgl. Kuefler, Mathew: *The Manly Eunuch. Masculinity, Gender Ambiguity, and Christian Ideology in Late Antiquity*, Chicago/London 2001, 8–15.

46 Da auf diese Weise die strukturelle Differenz auf dem Gebiet der symbolischen Legitimation männlicher Herrschaft erfasst wird, halte ich die Gegenüberstellung von Hierarchie und Hegemonie für systematisch adäquater als den Begriff der »dominanten Männlichkeit« von Martin Dinges (Vgl. Dinges, Martin: »Hegemo-

telalterlichen Konstruktion der Ungleichheit zwischen Mann und Frau und zwischen Männern zum Ausdruck. »Das Interesse galt vor allem der Konstruktion eines zölibatären Ideals von Männlichkeit seit dem 12. Jahrhundert. Die Verbreitung solcher Modelle und der Umgang mit der symbolischen und spirituellen (Selbst-) Kastration zeigen, dass Männlichkeit gerade nicht primär über Zeugungskraft und sexuelle Aktivität definiert wurde, auch nicht über Rollen innerhalb der Familie«, fasst Bea Lundt den mediävistischen Forschungsstand zusammen und fährt fort: »Das Leitbild des Hausvaters ist eine typisch neuzeitliche Konstruktion, die sich in Zusammenhang mit den durch die Reformation vorangetriebenen Ehediskursen herausbildete. Auch das Ideal des kampfbereiten und wehrhaften Mannes, wie es etwa mit dem Ritter assoziiert wird, war von eher begrenzter Reichweite.«⁴⁷

Militärische Männlichkeit der Moderne

Im Hinblick auf moderne Gesellschaften ist das Konzept der hegemonialen Männlichkeit weitgehend unstrittig. Doch wie muss das Konzept inhaltlich bestimmt werden? Welche Männlichkeit war zu welchem Zeitpunkt hegemonial? Wolfgang Schmale hat dazu eine dezidierte Antwort gewagt: In der Zeit von 1800 bis 1945 avancierte der Soldat zum Leitbild der hegemonialen Männlichkeit.⁴⁸ Vor dem Hintergrund der napoleonischen Herrschaft über Europa entstand ein nationaler Patriotismus, der die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht und die Aufstellung von Wehrpflichtigenarmeen kollektiv akzeptabel werden ließ. Mehr noch als die Schule, wurde dadurch die Kaserne zur Schule (der Männer) der Nation, die alle Männer eines Landes formte und miteinander vereinte. Der Imperialismus der europäischen Nationen und die beiden Weltkriege heizten die stete Nachfrage nach soldatischen Männern an. Infolge dessen richteten sich in Deutschland auch andere Institutionen immer stärker auf das Militär aus: Gymnastik, Turnen und Fußball wurden protegiert, weil sie der körperlichen Kräftigung dienten und eine Vorstufe auf

niale Männlichkeit« – ein Konzept auf dem Prüfstand, in: Ders. (Hg.): Männer – Macht – Körper, 7–33, 20.). Hierarchie basiert auf der Institutionalisierung von religiösen Vorstellungsmustern, nicht auf Massenkommunikationsmitteln. Auch sie basiert auf der erfolgreichen Ausschließung diskursiver Alternativen und erfolgte nicht ohne die Anwendung von Gewaltmittel. In Analogie zur Hegemonie könnte man die Hierarchie daher auf die Formel bringen: »Heiligkeit gepanzert mit Zwang«.

- 47 Lundt, Bea: Der Mythos von Kaiser Karl. Die narrative Konstruktion europäischer Männlichkeit im Spätmittelalter am Beispiel von Karl dem Großen, in: Dinges, Martin: »Hegemoniale Männlichkeit« – ein Konzept auf dem Prüfstand, in: Ders. (Hg.): Männer – Macht – Körper, 37–51, 47.
- 48 Vgl. Schmale: Geschichte, 195–203; Mosse, George L.: Das Bild des Mannes. Zur Konstruktion der modernen Männlichkeit, Frankfurt/M. 1997 [1996].

dem Weg zur militärischen Disziplin darstellten.⁴⁹ Da es diesen Wünschen am besten entsprach, wurde der männliche Körper vorwiegend gemäß dem Schönheitsideal der antiken griechischen Skulptur geformt, das Winckelmann im 18. Jahrhundert propagiert hatte.⁵⁰

Unterbrochen wurde die nachhaltige Akzentuierung von Körperlichkeit und Kampfkraft nur von kurzen Phasen, in denen man mit alternativen Formen der Männlichkeit experimentierte, wie in der *Décadence des Fin de Siècle* oder in der großstädtischen Moderne der Weimarer Republik. Andere Elemente, die das Männlich-



keitsbild in Europa traditionell geprägt hatten, rückten angesichts der Militarisierung zunehmend in den Hintergrund. Der *Mann des Geistes* etwa, Erbe der christlichen, rabbinischen und humanistischen Kulturen gebildeter Männlichkeit, bekam selbst auf dem Terrain der akademischen Institutionen Konkurrenz, weil sich die Forschung verstärkt auf die naturwissenschaftlich-technischen Zweige richtete, die militärischen Zwecken diente. Die Universitäten blieben zwar weithin ein nahezu exklusiv männlicher Ort, die Strahl-

49 Vgl. die Ausführungen bei Schmale (Geschichte, 178–182) über die kriegerische, der Abhärtung dienende »Gymnastik für die Jugend« von Johann Christoph Friedrich GutsMuths.

50 Vgl. Mosse: Bild, 42–56; Schmale: Geschichte, 182–185.

kraft von Geist und Intellektualität als Attribute der Männlichkeit verblasste jedoch zugunsten der technischen Intelligenz der Ingenieure.

Auch die Prägekraft, die die *Väterlichkeit* für die Männlichkeitsmuster bis zum 17. Jahrhundert besessen hatte, verdunstete in der Moderne, die spätestens im 20. Jahrhundert zur Epoche der abwesenden Väter wurde. Viele Väter mussten ihre Familien verlassen, um in einer Firma oder einem Büro zu arbeiten, sich als Saisonarbeiter zu verdingen oder in den Krieg zu ziehen, wo sie nicht selten ihr Leben verloren. Eine Ausnahme für diese Regel bildet jedoch die Figur des Patriarchen, der die Rolle als Familienoberhaupt mit der ökonomischen Machtstellung als Chef seiner Firma koppelt.⁵¹

3. Hegemoniale und homosexuelle Männlichkeiten

Welche Konsequenzen ergeben sich aus dem Konzept der hegemonialen Männlichkeit für Schwule? Die folgenden vier Punkte folgen den wichtigsten Schneisen, die Connell geschlagen hat.

Körperreflexive Praxis und schwule Identität

Connell beschreibt einen Mann, der in einer heterosexuellen Beziehung lebt und beim Sex mit seiner Freundin entdeckt, dass ihre Stimulation seines Anus ihn mehr erregt als alle anderen Sexualpraktiken. Das sinnliche Erlebnis führt ihn zu der Phantasie, dasselbe mit einem Mann auszuprobieren, der in ihn eindringt. Er begibt sich in die schwule Szene, weil er glaubt, dass sein anales Erregungsmuster typisch für die sexuellen Praktiken von Schwulen ist. »In diesem Fall steht zu Beginn die Interaktion und körperliche Erfahrung, woraus sich eine sozial strukturierte körperbezogene Phantasie ergibt (...), die wiederum zu einer neuen sexuellen Beziehung führt, in deren Mittelpunkt körperliche Interaktionen stehen.«⁵²

Das Beispiel macht deutlich, dass es keineswegs ausreicht, homosexuelle Praxis auf das Begehren, also auf Wunschphantasien zurückzuführen. Körperliche Erlebnisse von Ekstasen und außerordentlicher Lust können ebenfalls Reflexionsprozesse auslösen, die zu einer homosexuellen Kathexis führen.

Andersherum zeigt ein weiteres Beispiel, dass eine »sexuelle Entscheidung (...) ohne jeglichen Bezug zu einer homosexuellen Identität oder ir-

51 Vgl. Schmale: Geschichte, 204–206. Der Patriarch profitierte davon, dass seine Rolle als zugleich strenges und fürsorgliches Familienoberhaupt auf die symbolische Struktur seines Unternehmens übertragen wurde. Während den Arbeitern und Angestellten die Rolle von Kindern zugeschrieben wurde, erhielt der Chef zugleich die Rolle eines Vaters, der für die nötigen Ressourcen zum Überleben sorgt (vgl. Sennett, Richard: *Autorität*, Frankfurt/M. 1985 [1980], 63–102).

52 Connell: *Mann*, 82.

gendeiner sozialen Definition des Schwulseins stattfinden [kann]. Die Beziehung an sich war die Grundlage.«⁵³

Beispiele wie diese beiden führen dazu, dass Connell sich gegenüber der Idee einer »schwulen Identität« skeptisch bis ablehnend verhält. »Es gibt überhaupt keine allgemeine homosexuelle Identität, genausowenig wie es eine allgemeine heterosexuelle Identität gibt.« Was es jedoch gibt und was sich in der Übereinstimmung vieler Lebensgeschichten widerspiegelt, ist »die Entstehung einer homosexuellen Männlichkeit als historisch verwirklichte Konfiguration von Praxis.«⁵⁴

Schwule Männlichkeiten

Doch auch an diesem Punkt muss man noch einmal genauer sein, denn es gibt nicht nur eine, sondern mehrere homosexuelle Männlichkeiten.⁵⁵ Das erschließt sich, wenn man sich vor Augen führt, dass die homosexuelle Orientierung nicht an eine bestimmte Ausprägung männlicher Geschlechtsidentität gekoppelt ist und sich diese Konstellation im Laufe des Lebens verändern kann.⁵⁶

Grossmann hat gezeigt, dass es Schwule gibt, die als Kinder und Jugendliche vor ihrem Coming-out der hegemonialen Männlichkeitsnorm entsprochen haben und solche, die ihr nicht entsprochen haben. Er nennt sie »harte« und »weiche« Jungen. Während harte Jungen die Gender-Normen weitgehend verinnerlicht haben, »entfeminisiert« sich die Mehrheit der »weichen« Jungs im Laufe des Erwachsenwerdens und passt sich an die Erwartungen ihrer sozialen Umwelt an. »Während bei den ›harten Jungen‹ eine Kontinuität ungebrochener Männlichkeit festzustellen ist, betonen die ›weichen Jungen‹ die Diskontinuität. Mannsein hat für sie erst im Laufe des Erwachsenseins eine deutlich positive Bewertung erhalten.«⁵⁷

Nach ihrem Coming-out behalten die meisten Schwulen eine »normale« männliche Identität, dem effeminierten Typ entspricht nur ein relativ kleiner Anteil. Ebenso findet auch die Mehrheit der Schwulen »Männlichkeit« bei potentiellen Partnern attraktiv. Dem entspricht die Entwicklung der Schwulenbewegung vom »Tuntenstreit« in den späten 70er Jahren zu einer Mas-

53 Ebd., 172.

54 Ebd., 182.

55 Neben den homosexuellen Männlichkeiten gibt es logischerweise auch »female masculinities« (Halberstam).

56 Die folgenden Abschnitte folgen Krell, Claudia: Das Männerbild von Lesben und Schwulen, in: Nina Baur; Jens Luedtke (Hg.): Die soziale Konstruktion von Männlichkeit. Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland, Opladen & Farmington Hills 2008, 265–285, 269–276.

57 Grossmann, Thomas: Prähomosexuelle Kindheiten. Eine empirische Untersuchung über Geschlechtsrollenkonformität und -nonkonformität bei homosexuellen Männern, in: Zeitschrift für Sexualforschung 15 (2002), 98–119, 112 [zit. n. Krell: Männerbild, 272].

kulinisierung der Szene. Das allgemeine Schema von hegemonialer Männlichkeit und ausgegrenzter Unmännlichkeit wiederholt sich also unter den Schwulen. Es steht jedoch unter dem Vorzeichen, dass sie von Repräsentanten eben dieser hegemonialen Männlichkeit aufgrund ihrer Sexualität unterdrückt werden. Das Resultat derartiger Erlebnisse kann eine Distanz zu heterosexueller Männlichkeit und unter Umständen eine punktuelle Solidarisierung mit Frauen (als ihren Opfern) hervorrufen. Die Gegenläufigkeit dieser Tendenzen bringt Connell jedenfalls zu dem Schluss, dass »die Herausbildung einer schwulen Männlichkeit (...) nicht stabil« sein kann.⁵⁸

Unmännlichkeitsphobie, Homophobie und Heteronormativität

Hegemoniale Männlichkeit braucht für ihre Konstituierung einen stigmatisierten Anti-Typus, von dem sie sich abgrenzen kann, eine Zone der unmännlichen Männlichkeit. Homosexuelle Männer bilden zwar den Kernbereich dieser Zone, doch zu den ausgegrenzten Männlichkeiten zählt z. B. auch die Feigheit, d. h. die Weigerung, seine herausgeforderte Ehre zu verteidigen und sich an Kämpfen zu beteiligen. Entsprechende Aggressionen und Diffamierungen wegen Unmännlichkeit richten sich weiterhin gegen transvestitische Männer, gegen Männer, die auf die Pflege ihres Äußeren mehr Wert legen als die Norm erlaubt oder gegen besonders introvertierte Männer. Aus dem Konzept der hegemonialen Männlichkeit folgt also, dass man Homophobie nicht mit Heteronormativität gleichsetzen kann. Sie wird vielmehr zugleich von einer Unmännlichkeitsphobie genährt, die jedoch ihrerseits über Homophobie (verstanden im engeren Sinne von Diskriminierung und Gewalt gegen Schwule) hinausgeht.

Auf dem Weg zur egalitären Geschlechterdemokratie?

In der Zeit zwischen 1945 und 1968 löste sich die Hegemonie der militärischen Männlichkeit langsam auf. An ihre Stelle tritt seither – nach Schmale – eine polymorphe Männlichkeit bzw. eine hegemoniale Männlichkeit, die wesentlich flexibler und vielgestaltiger wird. Connell selbst hat betont, dass die Struktur der hegemonialen Männlichkeit nicht mit einer Ewigkeitsgarantie versehen ist, sondern sich auflösen und einer anderen Geschlechterordnung Platz machen kann.⁵⁹ Das Schema, das Connell in den 80er Jahren entworfen hat (vgl. Schaubild), muss daher mittlerweile verändert und erweitert werden. Es müsste sichtbar machen, dass gegenwärtig die Möglichkeit besteht, die hegemoniale Männlichkeit durch ein gegenhegemoniales Projekt einer egalitären Geschlechterdemokratie politisch herauszufordern. Mit dem Feminismus und der Schwulen- und Lesbenbewegung sind zwei politische Bewegungen entstanden, die in diese Richtung zielen. Der Feminismus hat mittlerweile erfolgreich Alternativen zur komplizierten »betonten

58 Vgl. Connell, Mann, 179.

59 Vgl. Connell/Messerschmidt: *Hegemonic Masculinity*, 853.

Weiblichkeit« etabliert. Soziologen behaupten außerdem, dass Schwule, die in den urbanen Zentren der westlichen Welt leben, heute nicht mehr als unterdrückte, sondern besser als untergeordnete Männlichkeit beschrieben werden sollten.⁶⁰ Der Übergang zur egalitären Geschlechterordnung ist – laut Connell – jedoch nicht denkbar ohne eine »Version von Männlichkeit, die offen für die Gleichheit mit Frauen ist.«⁶¹ Wie die empirische Studie von Zulehner/Volz zeigt, existiert ein solcher Typ von Männlichkeit bereits.⁶² Was fehlt, ist die Artikulation dieser potentiellen Bündnisgenossen und -genossinnen in einem gemeinsam getragenen, gegenhegemonialen Projekt einer Geschlechtergerechtigkeit.⁶³

*Dr. Michael Brinkschröder, katholischer Theologe und Soziologe, tätig als Berufsschullehrer in München. Veröffentlichung: Sodom als Symptom. Gleichgeschlechtliche Sexualität im christlichen Imaginären (de Gruyter 2006). Für die WERKSTATT schrieb er zuletzt »Martyrium oder Farce?« in WeSTh 14 (2/2007).
Korrespondenz über die E-Mail-Adresse: michael.brinkschroeder@web.de*

60 Vgl. ebd., 845. Diese Frage ist m. E. noch nicht entschieden. Skeptisch stimmt z. B. die Art, wie die »Metrosexualität« von schwuler Lebensführung abgegrenzt wird. Sebastian Scheele wertet die Erfindung von Metrosexualität daher eher als eine Modernisierung hegemonialer Männlichkeit, die die Ausgrenzung von Schwulen auf veränderte Weise fortsetzt (vgl. Scheele, Sebastian: »Schwul leben – heterosexuell lieben«. Metrosexualität als homophobe Modernisierung hegemonialer Männlichkeit, in: Robin Bauer, Josch Hoenes, Volker Woltersdorff (Hg.): Unbeschreiblich männlich. Heteronormativitätskritische Perspektiven, Hamburg 2007, 213–229).

61 Connell/Messerschmidt: Hegemonic Masculinity, 853.

62 Vgl. Zulehner, Paul M.; Volz, Rainer: Männer im Aufbruch. Wie Deutschlands Männer sich selbst und wie Frauen sie sehen. Ein Forschungsbericht, Ostfildern 1998. Ich beziehe mich auf die Zusammenfassung in: Volz, Rainer: Studie: Männer im Aufbruch. Männliche Identitäten, Rollenbilder und Geschlechterverhältnisse, in: Marie-Theres Wacker, Stefanie Rieger-Goertz (Hg.): Mannsbilder. Kritische Männerforschung und theologische Frauenforschung im Gespräch, Berlin 2006, 43–64.

63 Vgl. Schnabl/Lehner: Perspektiven. Ein solches politisches Projekt setzt selbstverständlich auch die Aufarbeitung des verbreiteten Antifeminismus unter Schwulen voraus.